

Guter und schlechter Friede.

Von Graf Julius Andrássy.

Budapest, 21. April.

Die Monarchie und ihre Großmachtsstellung, ihre innere Konsistenz kann durch einen schlechten Frieden gerade so zertrümmert werden wie durch eine Niederlage, und einen guten Frieden zu schließen ist fast ebenso schwierig, wie den Sieg zu erringen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Vorbereitung und der seinerzeitige Abschluß des Friedens eine Aufgabe der Regierung ist. Diese Aufgabe ist aber so wichtig und so schwierig, daß sie einseitig, ohne Mitwirkung der Nation und ohne Kenntnis ihrer Stimmung nicht zu lösen ist. Wenn ausschließlich die amtlichen Kreise auf die Feststellung der Friedensziele Einfluß üben werden und wenn der notwendige Kontakt zwischen der öffentlichen Meinung und der Regierung fehlen wird, so erwarte ich

keinen guten Erfolg und es kann zu unangenehmen Ueberaschungen kommen. Wenn in den entscheidenden Minuten als gefährlich erachtete Bedingungen trotz aller Zensur durchsickern würden, so könnte das in weiten Kreisen eine Verstimmlung erwecken, die auch auf die weiteren Kämpfe von schädlichem Einfluß sein könnte.

Heute lebt in allen in den Krieg verwickelten Staaten die Regierung eine außerordentliche Gewalt aus und sie kann jede Kritik unterdrücken. Wenn aber die Regierung diese Ausnahmewelt, die sie zum Teil infolge der patriotischen Einsicht der anderen Elemente des politischen Lebens genießt, dazu benutzen würde, um in Fragen, welche für die ganze Zukunft der Nation entscheidend sind, einseitig unter lediglich bürokratischer Vorbereitung, ohne Rücksicht auf die Stimmung der Nation vollzogene Tatsachen zu schaffen, so wäre dies ein Mißbrauch, für welchen sie später bitterlich büßen könnte.

Diese Ueberzeugung leitet mich, wenn ich mit Ausschließung aller Einzelheiten die Aufmerksamkeit des Publikums schon heute auf einige grundlegende, prinzipiell bedeutsame Fragen des Friedensschlusses zu lenken wünsche.

Unser Kampf hat nicht das Ziel, Eroberungen zu machen. Absolut genommen, ist nur jene Ausbreitung wünschenswert, welche Völker mit verwandten Gefühlen an einen bestehenden Staat knüpft und solche neue Staatsbürger erwirbt, die nicht unerbittliche Feinde sind, die sich wenigstens mit einer klugen Politik gewinnen lassen. Wenn sich die Möglichkeit einer derartigen Ausbreitung darbietet, welche eher eine Befreiung als eine Eroberung ist, dann muß man sie mit konsequenter Energie wollen, selbst dann, wenn in den Einzelheiten Schwierigkeiten zu überwinden wären, denn es würden sich uns dadurch neue Kraftquellen erschließen und die Versäumnung einer solchen Gelegenheit mit Rücksicht auf die Empfindlichkeit des Feindes wäre das Symptom einer moralischen Niederlage und ein Zeichen der Feigheit. Die Loslösung eines Teiles irgendeiner feindlichen Nation aus jenem Ganzen, dem sie organisch angehört hat, und ihre Unterordnung unter die siegreiche Nation besitzt jedoch eine ganz andere Bedeutung. In der Vergangenheit, als das geistige Leben nicht so intensiv und das nationale Leben nicht so stark entwickelt war wie heute, als die vom Mutterland ausgehenden suggestiven Einflüsse an den Völkern aufgehalten werden konnten, als der Regierungsabsolutismus die natürliche Regierungsform war und die Teilnahme der Völker an der Gesetzgebung nicht als allgemeine Norm galt, konnten auch solche Eroberungen oft nützlich sein. Heute sind sie meist schädlich. Sie fordern den Haß und die Rachsucht der verstümmelten Nation heraus und stabilisieren sie. Daneben schaffen sie innere Feinde, welche die Zuverlässigkeit des Heeres schwächen und Kriegsgeheimnisse verraten können und welche den Frieden der inneren Entwicklung dauernd zu stören vermögen. Und es ist auch nicht gering zu schätzen, daß eine solche Eroberung dem Eroberer auch vor jener mit immer größerem Gewicht und immer lauter auftretenden öffentlichen Meinung schadet, welche sich aus der Auffassung der unmittelbar nicht interessierten Nationen herausbildet, jener Nationen, die, solange es sich nicht um sie selbst und ihre eigenen Interessen handelt, heute höheren ethischen Forderungen huldigen als in früheren Zeiten und die denjenigen, der das Nationalitätenprinzip und den Wunsch der Nationen nach Selbständigkeit mit Füßen tritt, immer schärfer verurteilen. Die Erweiterung der Steuerbasis und die Ver-

mehrung der Zahl der Rekruten, der volkswirtschaftliche Gewinn allein, ist nicht imstande, all diese Nachteile aufzuwiegen. Deshalb kann man sich aber keineswegs jeder Eroberung verschließen, welche ein fremdes Element in das Leben des Staates einführt und den ausländischen Sittenrichtern nicht gefällt. Große, gebieterische, militärische Interessen können es erfordern, daß der Sieger trotz aller anderen Nachteile gewisse strategische Positionen behalte. Die Geographie ist die vornehmste Norm der Staatsgestaltungen und besitzt ein größeres Gewicht als die Rücksichten auf die Nationalität. Erscheint die Verteidigung irgendeines notwendigen und bestehenden Besitzes nur durch die Besetzung von fremden, mit feindseligem Geist er-

füllten Gebieten möglich, dann ist auch eine Eroberung notwendig. So ist zum Beispiel der Besitz von Preußisch-Polen, das zwischen zwei Provinzen der Hohenzollern liegt, eine Existenzbedingung der preussischen Macht. So bedurften wir Bosniens und der Herzegowina zur Rückenbedeckung Dalmatiens. Deshalb trachtete jede französische Regierung, soweit sie es vermochte, nach der Rheingrenze.

Bei der Eroberung von Gebieten, die von einer feindlichen Nation bewohnt sind, spricht jedoch die Präsumption gegen die Eroberung, zu welcher nur in dem Falle geraten werden kann, wenn es bewiesen ist, daß militärische Interessen von wirklich großer Wichtigkeit sie erheischen.

Unter keinen Umständen kann ich mir das jetzt oft gehörte Argument zu eigen machen, daß, wenn wir den Krieg auch keinesfalls gewinnen durften, nur um Eroberungen zu machen, der Sieg doch Eroberungen erfordert, und daß wir vergebens gesiegt haben würden, wenn wir nachher unser Land nicht vergrößern. Wir haben gekämpft, um zu leben, um einen gegen unseren Bestand vorbereiteten Anschlag abzuwehren, und wenn wir dieses Ziel erreichen, so war es wert, den Krieg zu führen, denn dieser war notwendig und unvermeidlich. Wir dürfen also ohne Rücksicht auf die gebrachten Opfer nur solche Eroberungen anstreben, von welchen wir nach ruhiger, objektiver Erwägung wissen, daß sie uns trotz aller Nachteile kräftigen. Die gebrachten Opfer, das vergossene Blut verpflichten uns nicht, der Aufwallung der Eitelkeit und dem Rachegefühl Genüge zu leisten. Sie verpflichten uns nur, die wirklichen Interessen zu wahren, unsere wirkliche und ständige Kraft zu steigern.

Oft kann man hören, daß, wenn auch Eroberungen, die durch die Vivisektion an einer größeren feindlichen Nation erfolgen, gefährlich sind, weil sie zur Rebanché herausfordern, es doch einer ganz anderen Beurteilung unterliegt, wenn wir uns ein feindliches Volk, von dem ein Teil innerhalb der Grenzen des Landes lebt, in seiner Gänge unterwerfen. Davon erwarten viele, daß der Irredentismus erlöschen und die in ihrer Gänge unterworfenen Nation die Verwirklichung ihrer Ideale im Rahmen jenes Staates anstreben wird, zu dessen Bestandteil sie geworden ist und dessen Zertrümmerung sie früher naturgemäß herausbeschwören wollten. Theoretisch ist diese Hypothese denkbar, sie wird aber nur selten zur Verwirklichung gelangen. Am ehesten ist dies denkbar, wenn der eroberte Teil auch früher kein unabhängiges nationales Leben führte, sondern einer anderen Nation untergeordnet war. Sonst wird die Folge einer solchen Eroberung höchstens sein, daß der Irredentismus eine andere Form annimmt. Jene Form des Irredentismus, bei welcher ein Teil der Bevölkerung nach dem Nachbarstaate gravitiert, wird aufhören, an ihre Stelle wird jedoch jene Form des Irredentismus treten, bei welcher das unter einer Fremdherrschaft vereinigte Volk das Joch wird von sich abschütteln und seine Unabhängigkeit erlangen wollen. Die unter einem Gut vereinigte Nation wird sich in ihrer Gänge vom Erobererstaate lösen wollen. Das Schlagwort von der Vereinigung wird durch das Schlagwort von der Befreiung ersetzt werden, welches auch früher schon einen ergänzenden Bestandteil der nationalen Aktion bildete. Ein derartiger Irredentismus bildete die Schwäche des türkischen Reiches, als sich die Griechen, die Serben, die Bulgaren lösen wollten, obgleich kein selbständiges griechisches, serbisches oder bulgarisches Königreich Anziehungskraft auf sie übte. Ein solcher Irredentismus befreite die Niederlande von der Herrschaft Spaniens und riß später die Niederlande selbst in zwei Teile. Je größer das nationale Selbstgefühl der beiden unabhängigen Teile und die Superiorität seiner politischen Schulung und seines politischen Gesichtskreises über die nur ein provinzielles Leben führenden Elemente war, in je größerem Gegensatz seine früheren Ideale zu den Idealen des Erobererstaates standen, je inniger und je älter seine Verbindung mit den Feinden des Erobererstaates war, je größer der gegenseitige Haß gewesen ist, um so gewisser ist es, daß nach der Verwirklichung der Vereinigung der alte Geist zu einem Aufschwung der Unabhängigkeitsbestrebungen führen wird. Was soll die alten Ideale in den